

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 49=69 (1903)

Heft: 11

Artikel: Unsere Armee

Autor: W.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-97833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

XLIX. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXIX. Jahrgang.

Nr. 11.

Basel, 14. März.

1903.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an.
Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: Unsere Armee. — Die Indisziplinfälle im französischen Heere. — Das Kavallerieregiment am 8 Tage von Gontenschwil. — Eidgenossenschaft: Ernennung. Wahl. Unteroffiziersfest 1903 in Bern. — Ausland: Italien: Vergleichsschiessen mit dem alten und neuen Feldgeschütz in Nettuno. England. Pressangriffe auf das Kriegsministerium.

Da wir in den nächsten Tagen mit dem Neudruck der Abonnentenliste beginnen, bitten wir uns jede Adressenänderung gefl. umgehend mitzutellen.

Basel.

Expedition

der „Allgem. Schweiz. Militärzeitung“.

Unsere Armee.*)

I.

Vor hundert Jahren proklamierte die Tagssatzung zu Aarau „bewaffnete Neutralität der Schweiz“ in den kriegerischen Wirren der Nachbarn. Eine Proklamation in schönen Worten sollte die eigene Furcht und Schwäche verdecken. Sie täuschte niemanden, am wenigsten die Feinde der Schweiz. Der lockere Bundesstaat eifersüchtiger Republiken entbehrte des ersten Mittels zur Durchführung der bewaffneten Neutralität „einer schweizerischen Armee.“

*) Dieser Aufsatz erschien unter diesem Titel im Januar und Februar 1893, also vor 10 Jahren in der inzwischen eingegangenen „Bernener Zeitung“, Organ der freisinnigen Partei des Kantons Bern, an deren Spitze neben andern hervorragenden Staatsmännern auch der damalige Stadtpräsident von Bern, der jetzige Bundesrat Müller stand.

Obgleich dasjenige, was im ersten dieser Artikel über den Mangel an Verständnis für die Notwendigkeit der Disziplin in der Bundesversammlung gesagt wird und über deren Abgeneigtheit die Bestrebungen für Schaffung von Disziplin zu unterstützen, heute, Gott sei Dank, nicht mehr berechtigt ist, so glaubten wir doch, diesen Passus bei unserer Wiedergabe nicht weglassen zu sollen. Denn damit, dass die gezeigte Auffassung im Ratssaal keine Aufnahme mehr findet, ist dieselbe doch nicht aus der Welt.

Jedermann, der diese Artikel liest, wird sich dem Eindruck, den sie auf ihn machen, nicht entziehen können. Dieser Eindruck ist, dass es sich hier

Nicht ganz sechs Jahre später erlag das alte Bern den ersten Stössen des andringenden Feindes. Zahlreich standen anfangs die Männer bereit, den heimatlichen Boden zu schützen. Aber bei den widersprechenden Handlungen der schwankenden Führer des Volkes verbrauchte bald die kriegerische Lust. Viele verliessen die ihnen anvertrauten Posten und wanderten nach Hause. Nur wenige zeigten am Tage der Entscheidung, dass persönlicher Mut im Berner Volke nicht ausgestorben sei. Die Regierung hatte noch im letzten Augenblicke ernstlich zum Gehorsam und Zutrauen gegen die Offiziere ermahnt. Vor dem Feinde erschlugen betrunkene Soldaten ihre Offiziere. Nach verlorenem Gefechte wird der unglückliche General ermordet.

Es ist Zeit, hieran zu erinnern.

nicht um die Kundgebung eines Mannes handelt, der die Dinge von seinem Standpunkt aus beleuchtet, sondern eines solchen, dem die Fähigkeit gegeben ist, seine Sachkunde, seine geistige Schärfe und sein patriotisches Sorgen im Dienst der objektiven Wahrheit zu gebrauchen. So ist der Eindruck, welchen diese Darlegungen auf den prinzipiellen Gegner hervorbringen müssen, die Überzeugung, dass das, was hier gesagt worden ist, unwiderleglich richtig sei und, dass derjenige, welcher die Sache, d. h. die Kriegstüchtigkeit unseres Wehrwesens will, an den Mahnungen nicht achtlos vorbeigehen dürfe.

Wir glauben, der gegenwärtige Moment, wo durch eine Reihe von Vorkommnissen die Gemüter erregt worden sind, verlange, dass die Mahnungen der „Bernener Zeitung“, von vor 10 Jahren, der heutigen Generation vor Augen gestellt werden. Sich willig dem Eindruck hingeben, welchen sie hervorbringen müssen, leitet schon auf den richtigen Weg, um Ruhe und Vertrauen wieder herzustellen.

Die Redaktion der „Allg. Schweiz. Militärztg.“

Eine schweizerische Armee, gut bewaffnet und ausgerüstet, ist heute bereit, das Vaterland zu schützen. Wenn sie jedoch in ernsten Tagen Dienste leisten soll, so kann sie der Mannszucht so wenig entbehren, wie jede andere Armee. Die Mannszucht, absoluter Gehorsam und treueste Pflichterfüllung muss im Frieden im Heere erzogen werden. Patriotische Begeisterung in der Stunde der Gefahr wird uns erleichtern, das Leben für das Vaterland zu opfern, aber sie wird niemals eine zuchtlose Masse Bewaffneter in eine disziplinierte Armee umwandeln. Diejenigen sind gestorben, welche die Heimat ruhmreichster Geschichte als eine willenlose Beute fremder Herrschaft und Heere sahen. Doch sind die harten Lehren der Vergangenheit nicht ganz vergessen. Im innersten, unverderblich gesunden Kern des Volkes herrscht noch die Erkenntnis dessen, was not tut für die Erhaltung unseres höchsten Gutes, „der Unabhängigkeit“.

Diese Erkenntnis scheint bei den Vertretern des Volkes unter politischen Streitigkeiten verloren zu gehen. Die versammelten Räte beraten das Wohl des Landes und seines Heeres. Viele Vorfälle zwingen dazu, die Disziplin der Armee als sehr mangelhaft anzusehen. Eine Meuterei zentralschweizerischer Wehrmänner*), schlimmer als die der betrunkenen Tessiner, lehrt, dass es hohe Zeit sei, die nun genügsam offenkundig gewordene Indisziplin zu bekämpfen, und eine disziplinierte Truppe zu schaffen. Gewiss konnte der Rat sich mit dieser Angelegenheit befassen. Aber sollte er den Vorfall benutzen, um die mangelhafte Disziplin noch mehr zu untergraben? Soll es der Disziplin nützen, wenn vom Ratssaale aus die Untergebenen aufgereizt werden, und den Vorgesetzten der ungerechte Vorwurf der Truppenmisshandlung ins Gesicht geschleudert wird? Warum rief man nicht gleich: „Soldaten, hütet euch vor euren Offizieren, gehorcht nur so lange ihr es für gut findet, wir werden euch schützen und vertreten!“

Man hätte wirklich in der hohen Versammlung mehr Verständnis für unser Heerwesen vermuten dürfen. Einfache, schlichte Vaterlandsliebe hätte den traurigen Auftritt unmöglich gemacht. So wurde im Ratssaale selbst die Disziplin, die Grundlage der Armee, und damit die Armee misshandelt.

Seit langer Zeit herrscht vielerorts der Glaube, für das Heer genüge diejenige Art der Disziplin, die in den Räten und im Volke politische Parteien zusammenhält, aber auch wieder zerfallen lässt. Mit diesem unglückseligen Glauben muss gründlich gebrochen werden. Die politische Disziplin erzieht den Bürger zum gefälligen Wahl-

menschen mit mehr oder weniger Überzeugung. Die militärische Disziplin erzieht den Bürger zu aufopfernder Selbstlosigkeit im Dienste für das Vaterland. Darum sollen wir uns erinnern, dass vor hundert Jahren unsere Truppen, und mit ihnen der Staat, auch aus Mangel an Zucht und Ordnung zu Grunde gegangen sind. Wir sollen uns erinnern, dass das Volk höher steht, als die Versammlung der von ihm gewählten Vertreter. Das Heer gehört dem Volke. Wir glauben noch, ein Heer mit ernster, militärischer Disziplin sei der Wille des Volkes.

II.

Die Armee stehe im Felde, der Feind sei im Lande. Tage und Wochen anstrengenden Dienstes bei Tag und Nacht, bei Sturm und Kälte sind vorüber. Viele hat der Tod schon dahingerafft. Der eine sah sein heimatliches Dorf in Flammen, der andere ist in Sorge um Weib und Kind, die in vom Feinde besetzter Gegend um das Nötigste darben. Hungernd und frierend liegen Truppen unter freiem Himmel. Da naht der Tag der Entscheidung. Der Feldherr hat alles getan, was der Mensch tun kann, um sich den Erfolg zu sichern. Langsam fliessen die bangen Stunden bis zum Beginn der entscheidenden Schlacht. In dieser schweren Zeit stützt den Feldherrn das Vertrauen, das er in jeden seiner Truppenführer setzen kann. Wenn er dazu weiss, dass nirgends die Truppen ihren Führern versagen, dann kann er ruhiger das Kommende erwarten. Aber wenn unter dem Eindrucke der Entbehrungen und Härten des Krieges die lockeren Bande schlechter Disziplin sich ganz zu lösen beginnen, dann fehlt den Massnahmen des Feldherrn die einzig sichere Grundlage: „die absolute Zuverlässigkeit jedes einzelnen“. Die Wahl des anerkannt besten Offiziers zum Feldherrn gewährleistet möglichst gute Verwendung der bestehenden Armee. Diese Wahl mag Einfluss auf die Begeisterung der ersten Tage haben, doch ist es ein bedenklicher Irrtum zu glauben, der innere Wert der Truppe werde dadurch plötzlich erhöht. Der ausgezeichnetste Feldherr bedarf unbedingt zuverlässiger Führer und Truppen, wenn seine Tätigkeit die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich haben soll.

Zeigen sich die Mängel einer Armee im Frieden, so ist es noch Zeit, an deren Hebung zu arbeiten, im Kriege ist es zu spät. Die Disziplin der Armee würde unbedingt verbessert durch eine viel ernstere, zu allen Zeiten und für alle gleiche Auffassung des Begriffes militärischer Mannszucht. Dabei ist es selbstverständlich, dass der Soldat gegen rohe, ungerechte Behandlung geschützt sein muss. Sollten unsere gegen-

*) Infanterieregiment 15 in Luzern.

wärtigen Einrichtungen hiezu nicht genügen, so muss man hieraus auf die betrübende Tatsache schliessen, dass der junge Staatsbürger mehr auf bestimmte Anschauungen über Volksbeglückung eingeschult werde, als auf ehrliche Wahrung seiner Manneswürde. Eine gesetzliche Kontrolle würde jedoch feigen Verläumdungen Ungenannter ein Ende bereiten. Wenn am Schlusse des Dienstes ein älterer, bürgerlicher Beamter (der jeder Parteipolitik fern steht) die, bei Abwesenheit aller Vorgesetzten, in Reih und Glied gestellten Soldaten auffordert, allfällige Klagen vorzubringen, so könnte dieser Akt bei ernster, würdiger Auffassung auch für die Disziplin erzieherisch wirken. Anstände wären leicht sofort zu untersuchen.

Das beste Mittel zur Verbesserung der Mannszucht, zur Hebung der Armee überhaupt ist eine bessere Ausbildung des Offiziers und strenge Wahrung seiner Stellung vor der Truppe. Es genüge auf einige bestehende Mängel und falsche Anschauungen hinzudeuten. Theoretisches Wissen herrscht vor gegenüber dem praktischen Können. Unsere Truppen werden wohl kommandiert, aber selten von ihren Führern beherrscht, weil hiezu die nötige Selbständigkeit, das Selbstvertrauen, das Gefühl eigener Verantwortlichkeit fehlen. Selbstvertrauen wird allerdings da nicht erzogen, wo der Offizier vom Vorgesetzten stets am Gängelbände geführt wird. Besser wäre es, den angehenden Offizier so vorzubereiten, dass er seinen Platz vor der Truppe ausfüllen kann, und nur anfangs geringer Nachhilfe bedarf. Die Achtung vor dem Offizier wird nicht erhöht, wenn man ihn vor der Truppe heruntersetzt. Der Offizier soll nicht nur gelehrter sein als der Untergebene, er soll auch Soldat sein. Der beste Taktiker nützt nichts, wenn er seine Truppe verlottert auf das Gefechtsfeld bringt, und im Kriege ist der Weg zum Gefechte länger und schwieriger als von der Kaserne auf den Exerzierplatz. Ein Offizier, der aus Mangel an Dienst Erfahrung seinen Befehlen mit falschen, unstatthaften Mitteln Nachachtung verschaffen will, ist deshalb noch kein schlechter Offizier, wohl aber derjenige, welcher, ohne zu handeln, zusieht, wie seine Befehle missachtet werden. Unfähige Offiziere sind der grösste Schaden eines Heeres.

Das Offizierskorps sei der Truppe ein Vorbild in allen soldatischen Tugenden, geachtet durch das, was es leistet, durch sein Beispiel strengsten Gehorsams und treuester Pflichterfüllung. Dieses Ziel zu erreichen, bedarf es noch langer, ernster Arbeit. Soll das Ziel erreicht werden,

so ist es noch unbedingt nötig, die schädlichsten Einflüsse auf das Heer, und das sind diejenigen der Politik, fern zu halten.

III.

Politik und Heer haben nichts miteinander zu schaffen. Gleichwohl übt die Politik seit langer Zeit einen sehr schädlichen Einfluss auf die Armee aus, und zwar durch die Übertragung der Gewohnheiten politischer Führerschaft in die Führung der Truppen. Besonders militärisch begabte Naturen bleiben hievon unberührt. Sie können „Politiker“ sein ausser Dienst, im Dienste sind sie doch vollständig „Soldat“. Einem grossen Teile politischer Führer gelingt diese Trennung nicht. In seltenen Fällen sind sie durch ihre Verdienste um das Gemeinwohl auf eine fast unabhängige Höhe gestellt. Meistens wollen sie sich diese Stellung erst erringen. — Die Übertragung politischer Gewohnheiten in das Heer kann bewusst oder unbewusst geschehen, sie kann vielleicht ursprünglich als Nothbehelf zum Ersatze fehlender soldatischer Eigenschaften gedient haben, sie war vielleicht die einfache Folge des Nachahmungstriebes, aber sie ist in allen Fällen schädlich.

Unsere politisch-soldatische Auffassung der Arbeit in der Armee raubt dem Militärdienste den nötigen sittlichen Ernst, dessen er als Vorbereitung für den Krieg bedarf. Der Dienst wird zur Kultusstätte allgemeiner Wohlgefälligkeit. Einer Wohlgefälligkeit, die nicht auf gegenseitiger Achtung vor den Leistungen, sondern mehr auf barmherzigem Zudecken der Schwächen beruht. Der Wehrmann (Soldat und Offizier) ist nicht mehr ein Bürger, der nach Staatsgesetz seine Pflicht erfüllen muss, er tut dies, weil er will. Zutrauen und Achtung des Untergebenen ist nicht durch strenge soldatische Zucht und durch die Fürsorge stets praktischer Anordnungen zu gewinnen, aber durch fleissige Nachfrage nach seiner Gesundheit.

Die gut soldatische Erziehung der Rekrutenschulen war unbequem. Man kann es später besser machen. Besonders da, wo man geneigt ist, die Tatsache politischer Führerschaft als Kennzeichen besonderer Begabung für die Truppenführung aufzufassen. Eine patriotische Rede mit Ankündigung strenger Disziplin leitet den Kurs ein. An Redemustern fehlt es in unserem festreichen Lande ja nicht. Erschüttert von seiner Rede Gewalt zieht sich der Führer in die Gemächer zurück, beobachtet, ob die Truppe noch Dienst tun will, beschwichtigt, wo es ihm nötig erscheint. Am Schlusse des Kurses Amnestie der

bestraften Fehlbaren. Ein Hoch dem menschenfreundlichen Führer und der Dienst ist zur Zufriedenheit aller beendet. Dann verwundert man sich später, dass eine Truppe schlechter wird, wenn man die Fehler durch besonderes Wohlwollen belohnt.

Es genüge damit, einige schädliche Folgen politisch-soldatischer Auffassungen im Heere angeführt zu haben. Dem unbefangenen Beobachter zeigen sich deren noch vielmehr, namentlich da, wo unsere dekorativ so reich ausgestatteten Stäbe die Befehlserteilung als Angelegenheit einer parlamentarischen Kommission behandeln, oder da, wo das Gleichgewicht zwischen politischer Geschicklichkeit und militärischem Können sichtbar gestört ist. Es wäre falsch, zu behaupten, diese Schäden könnten nur entstehen, wo der politische Führer als Truppenkommandant vor seinen Wählern stehe. Sie kommen auch anderswo vor, weil der grosse Unterschied zwischen Truppenführung und politischer Führung im Charakter beider liegt.

Die Übertragung politischer Gewohnheiten in die Armee verschlechtert dieselbe. Diese Übertragung wird zu einer grossen Gefahr, weil durch sie die richtigen soldatischen Anschauungen über Heer und Krieg im Volke vernichtet werden. Ein Heer mit glänzend dekorierter Aussenseite kann das Auge des Volkes im Frieden erfreuen. Im Kriege zerschellt das hohle Gefäss unter den ersten Stössen.

In politisch heftig erregten Zeiten kann, nicht nur in einem Kanton, sondern in der ganzen Schweiz, die Ausübung eines Truppenkommandos für einen politischen Führer beinahe zur völligen Unmöglichkeit werden. Die Geschichte lehrt, dass solche Zeiten einem Angriff von Aussen vorangehen können. Die äussere Gefahr würde gewiss die inneren Spaltungen beseitigen, aber die Armee stünde fester, wenn der politische Streit keinen zersetzenden Einfluss gehabt hätte. Das Interesse der Armee, des Volkes, das eine festgefügte Armee haben will, gebietet somit den möglichsten Abschluss aller politischen Gewohnheiten vom Heere. Deshalb wird es niemandem einfallen, Männer, die im bürgerlichen Leben an den führenden Spitzen stehen, von der Armee auszuschliessen. Wer im staatlichen Leben zuvorderst steht, darf gewiss auch bei den ersten im Kampfe sein. Im Frieden jedoch käme die Abwesenheit der politischen Führerstellung bei der Truppe einer ernsteren, ruhigeren Vorbereitungsarbeit der Armee zugute. In einem, von allen kantonalen Schranken befreiten eidgenössischen Heere, wäre dies zu erreichen durch Erklärung der Unvereinbarkeit der Stelle eines Trup-

penkommandanten mit der Mitgliedschaft der eidgenössischen Räte.

IV.

Eine einheitliche eidgenössische Heeresleitung, zweckmässig und einfach eingerichtet, bietet viele Vorteile im Frieden und für den raschen Übergang zum Kriege. Das ist bekannt, und doch sind wir noch immer nicht so weit gelangt. Lag der Widerstand vielleicht im Volke? Kaum. Der wehrfähige Bürger erfüllt ja seine Dienstpflicht schon lange auf Grund des eidgenössischen Wehrgesetzes. Er kennt nur den eidgenössischen Dienst. Aber die Ausübung des Restes kantonalen Militärhoheitsrechte bildet noch vielerorts eine Stütze des Einflusses politischer Führer. Dieses Hilfsmittel mag der Führer nicht in andere Hände geben oder ganz verschwinden sehen. Die Erwählten des Volkes vertreten nicht nur die Interessen ihrer Wähler, bei Machtfragen können auch die Interessen der Vertreter als die des Volkes ausgegeben werden. Wir sind stets bereit, vieles vom Gesamtvaterlande zu nehmen, bei den Festen wollen wir alles dem Vaterlande opfern, aber ein wenig persönlichen Einfluss zum Nutzen des Ganzen hingeben? Nie. Bei jedem beliebigen Anlass spüren wir den Schlachtenmut der Helden von Sempach und St. Jakob in unserer Brust, wo ist der Mut, mit erkannten Übelständen einmal frank und frei aufzuräumen?

Mut zeigen ist oft politisch falsch, und Unzweckmässiges politisch richtig. Darum vor allem weg mit der Politik aus dem Heere. In einer einheitlich eidgenössischen Armee, in der kein Truppenführer das Mandat eines eidgenössischen Rates ausübt, wird der Einfluss der Anschauungen politischer Führerschaft (kantonalen und eidgenössischer) nach und nach verschwinden. Eine strenge Erziehung von Soldat und Offizier wird hiezu beitragen. Die menschlichen, aber in keiner Armee zulässigen Wechselbeziehungen zwischen politischer Führerschaft und Führung der Truppen hören auf. Die Armee, in der jeder Führer der erste Soldat ist, bewusst der schweren Verantwortlichkeit seiner Stellung und dieser gewachsen, wird die wahre Volkstümmlichkeit erbringen. Diese ist das absolute Vertrauen jedes Bürgers, in seiner Armee einem unerschütterlich festen Ganzen anzugehören.

Das Volk hat die schweren Opfer, welche die Erhaltung der Wehrkraft verlangt, stets willig getragen. Seine Vertreter waren gewiss immer redlich bemüht, die vorhandenen Mittel auf das Beste zu verwenden. Eine klarere Darlegung des Haushaltes der Armee würde vielleicht den Räten hie und da ermöglichen, besser zu beurteilen, was von allen äusserst dringlichen Sachen das wirklich Dringlichste sei. Die Räte, kämen nicht

in den Fall, die Künste der niedrigen Mathematik als der Ausbildung am notwendigsten zu erachten. Nie aber darf vergessen werden, dass das bestausgerüstete, mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit versehene Heer im Kriege nichts wert ist ohne festen inneren Halt, ohne im Frieden anerzogene, bewusste, aufopfernde Pflichttreue jedes einzelnen.

Diese Pflichttreue im ganzen Heere, von zu oberst bis zu unterst, zu erziehen, ist keine leichte, keine angenehme Aufgabe der Heeresleitung. Besonders da nicht, wo lange genährte falsche Auffassungen mit rücksichtsloser Energie ausgerottet werden müssen. Man kann sich dabei den Hass vieler zuziehen, aber auch die Achtung aller erwerben.

Vermessenheit ist es jedoch, die innern Mängel einer Armee mit der Anweisung auf die beim Kriege erwachende Vaterlandsliebe zudecken zu wollen. Sollte denn die Vaterlandsliebe unserer Nachbarn geringwertiger sein als die unsrige? Ein Volk ist fähig, die Friedensarbeit der Armee nach dem Ernste des Krieges zu bemessen, oder der Krieg wird das Volk zu spät eines besseren belehren.

Der Krieg ist ehrlich, er fragt nicht nach äusserem Schein, nicht nach der grossen Zahl der vorhandenen Offiziere, nicht nach der schönen Ausstattung aller Dienstzweige, er fragt: was seid ihr und was könnt ihr? Der Krieg fragt nicht den unfähigen Führer, warum hat man dich hieher gestellt, sondern er fegt Truppe und Führer vom Schlachtfelde weg. Im Kriege zeigt sich der Wert des Volkes.

Vor hundert Jahren waren Magazine und Zeughäuser wohlgefüllt und unser Kriegsschatz füllte die Kassen des Eroberers. W. S.

Die Indisziplinfälle im französischen Heere.

In der französischen Armee trat in jüngster Zeit eine derartige Anzahl von Insubordinationsvergehen gleichzeitig auf, dass sie in Frankreich selbst Besorgnisse hinsichtlich der Disziplin im Heere und der Solidität seines Gefüges erregte, und in den Kreisen auswärtiger Fachmänner und Politiker als ein Symptom eines Zersetzungsprozesses betrachtet wird, der die Begleiterscheinung der gegenwärtigen innerpolitischen Entwicklung bildet. Unter jenen Vorkommnissen traten besonders diejenigen der Ecole polytechnique und dasjenige, welches die Massregelung des kommandierenden Generals des XIX. Armeekorps, General Fournier, veranlasste, hervor, sowie ein Ausbrechen aus dem Kasernement von Poitiers. Für die Beurteilung dieser Fälle erscheint eine kurze Wiedergabe der Vorgänge angezeigt.

Was zunächst den der Polytechniker betrifft, so sollten im Laufe des Januar die Zöglinge des jüngeren ersten Jahrgangs — 60 an der Zahl — nach einem neu eingeführten Studienplan eine bisher nicht vorgesehene mathematische Prüfungsarbeit liefern, zu der ihnen 3 Stunden Zeit gelassen war. Die jungen Leute waren durch einen Präzedenzfall des vorigen Jahres auf diese Forderung, die ihnen unbillig erschien, vorbereitet und hatten nach Beratung mit den Zöglingen des älteren, zweiten Jahrgangs beschlossen, zum Zeichen des Protestes leere Blätter, auf denen nur ihr Name und die gestellte Aufgabe verzeichnet war, abzugeben. Wegen dieses Vergehens gegen die Disziplin wurde ihnen der gewöhnliche Sonntagsurlaub verweigert. Ihre Kameraden des zweiten Jahrganges erklärten sich nun mit ihnen solidarisch, und blieben gleichfalls am Sonntag in der Anstalt. Am Montag wurden die Aufsässigen wieder in den Arbeitssaal beschieden; man legte ihnen aufs neue eine mathematische Aufgabe vor, indem man sie mit ernsten Worten auf die Folgen einer abermaligen Gehorsamsverweigerung aufmerksam machte. Sie gaben aber wiederum leere Blätter ab. Die Sache wurde nun dem General Villien, dem Befehlshaber der Schule, gemeldet, der die Unbotmässigen einzeln zu sich beschied und fragte, ob sie mit wohlervogener Absicht die Arbeit nicht geliefert hätten. Da alle diese Fragen bejahten, wurde das Kriegsministerium von dem Falle in Kenntnis gesetzt. General André erteilte umgehend Befehl, die jungen Leute, die den Reglements entsprechend bei ihrem Eintritt in die Anstalt sich zur Abdieneung von drei Militärjahren verpflichtet hatten, sofort unter Eskorte von Unteroffizieren nach verschiedenen Artillerie- und Genie-Regimentern in Versailles, Arras und Lille zu verschicken, wo sie als gemeine Soldaten eingestellt wurden. In der Kammer, wo die Kunde von dieser Unbotmässigkeit mit grosser Bestürzung aufgenommen wurde, weigerte sich der Minister, vorläufig weitere Aufklärungen über den Fall zu geben. Obgleich diese Gehorsamsverweigerung in der französischen Presse einmütig scharf verurteilt wurde, wurden doch auch mehrfach Milderungsgründe für die Polytechniker geltend gemacht. Man behauptete, sie würden zu sehr überlastet und auch in physischer Hinsicht zu wenig geschont; letzthin hätte man sie bei starkem Frost in sehr leichter Kleidung Übungen anstellen lassen, bei denen mehrere recht ernst erkrankten. Besonders wurde gegen den Studienprofessor Mercadier, der geradezu ungeheuerliche Anforderungen an seine Zöglinge stelle, Klage geführt. Vielfach wurde daher in französischen Kammerkreisen der Erwartung Ausdruck gegeben, dass